

Halle'sche Zeitung.

Landeszeitung für die Provinz Sachsen und die angrenzenden Staaten.

Redaktion und Expedition: Halle, Leipzigerstraße 87.

Halle a. S., Dienstag 4. Juni 1895.

Seiner Bureau: Berlin C, Friedrichstraße 8.

Telegramme.

Kensat, 4. Juni. 45 Arbeiter setzten heute bei Weislin über die Donau. Das Fahrzeug kippte um, 12 Personen ertranken, die übrigen wurden gerettet.

Eine Nachlese.

Ein zwar hartes, aber nicht unbedeutendes Schicksal trifft die Parteien des gegen die Umsturzvorlage „unselbstlichen“ Entschlusses. Während sich die Blätter der bürgerlichen Demokratie nach in dem Erfolge sonnen, den — ihrer Meinung nach — ihre Leute, oder, wie sie es meinen, „das gebildete deutsche Bürgerthum“ durch Professoren-Drohen und Ständepresse erzielt haben soll, kommt der „Vorwärts“ und erklärt:

„Nur eine kleine Minderheit der bürgerlichen Gesellschaft sei mit diesem Tode einverstanden gewesen, und es ist ein Trepennuß der Weltgeschichte, wenn die bürgerliche Demokratie unter der Führung des „Proletariats und der Sozialdemokratie“ kämpfen „muß“.

Dieses „Muß“ dürfte die Herren Langens, Biele usw. wenig angenehm berühren, aber es entspricht der Wahrheit. Die Führung hat Herr Singer, und sie müssen in ihm folgen, zumal es nur eine sehr dünne Schicht war, bei der die Anklage stand, während die erstverpflichtigten Kreise des Landes zwar für „dies“ Vorlage kein allgütiges Interesse hatten, im Uebrigen aber im Kampfe gegen den Umsturz durchweg auf der anderen Seite stehen.

Hart ist es aber und ungerecht, wenn der „Vorwärts“, resp. die Führer der Sozialdemokratie schon jetzt und immer wiederholt ihre bürgerlichen Helfershelfer daran erinnern, daß sie — müssen. Inwiefern sie öfter dieses Muß ausgesprochen wird, desto eher und stärker wird sich die Scheidung vollziehen zwischen jenen, welche leichtsinnig genug sind, den Kulturland der Menschheit fortgesetzt eine Umsturzbedrohung aussetzen lassen zu wollen und jenen, welche wissen, daß nach dem in der diesjährigen Reichstagsession „ohne Erfolgs“ gegebenen Vorbeispiel die eigentliche S andlung erst beginnt.

Uebrigens merken sich bereits die Feinde, daß man in den Kreisen der bürgerlichen Demokratie mit dem eigenen Erfolge viel weniger zufrieden ist, als man sich den Anschein giebt. Darauf lassen wenigstens mancherlei Entschuldigungsartikel schließen die man nachträglich in Organen dieser Richtung findet. So gelangte zum Beispiel die „Weserzeitung“ zu dem Zweck auch nicht direkt ausgesprochenen Satzes, daß falls die kontinentale Politik nicht so schnelle Seiten hätte, die Umsturzvorlage gar nicht so schlimm gewesen wäre. Berührt ihr es, daß sie, sich auf Nichts zu berufen, dessen Gegenstand ja allerdings noch ganz andere Dinge einschließt, als die Umsturzvorlage sind? Diese Trafontanen der englischen Strategie seien aber dort unbedeutend, weil eben dort kein Minister in jene Vorarbeiten verfallt, die — nach Behauptung der demokratischen Blätter — ihre deutschen Kollegen täglich en masse begehen würden, falls die Umsturzvorlage Gesetz geworden wäre. Mit der Demokratie hat wegen dieses für unsere Juristen wenig schmeichelhaften Urtheils auszubehalten, kann man ihnen selbst überlassen. Sagt aber das Bremer Blatt:

„Könnten wir eine der englischen ähnliche Strafjustiz bei uns einzuführen hoffen, so brauchen auch wir uns wegen der Mängel der Verfassung nicht viel Sorgen zu machen.“ So wäre zunächst daran zu erinnern, wie gerade in England die Justiz durchaus seinen Saß verfehlt, wenn es sich darum handelt, unparteiische Vertheilungen durchzuführen. Gälten wie eine ständige Machtvollkommenheit, wie sie England besitzt, der nicht liberal von der Gegenlegung aus Angst, sie könnte „politische“ Verbrechen

allzu hart treffen, Fesseln angelegt sind, wir hätten kaum nöthig, wegen der Umsturzpartei an die Gegenlegung zu appelliren.

Warum aber mag das Gewissen die bürgerlich-demokratischen Organe gerade zu Vergleichen mit England treiben, wo es doch viel näher läge, solche mit Italien zu ziehen?

Die „Post“, 31g.“ rühmt vor einigen Wochen in vollen Tönen die eiserne Faust Crispi's, des Staatsmannes, der es verstanden hätte, die dortigen Umsturzpartei still zu machen. Daß Crispi dazu sich der Gegenlegung und zwar recht scharf Special-Gesetze — Ausnahmegeetze würde man hier zu Lande sagen — bedient hat, erwähnt das Organ für Staats- und gelehrte Sachen natürlich nicht. Damals aber, als man in Italien die Gesetze machte, warnten die demokratischen Blätter Europas (!) Crispi vor den nächsten Wahlen; daß italienische Volk werde sich solche „Reaktion“ nicht gefallen lassen und eine Opposition wählen, die den „Diktator“ hinwegfegte — so hieß es im vorigen Sommer.

Nun, das italienische Volk hat jetzt eine Kammer gewählt, in der mehr Governementale als in der vorigen seien, und bei den Wahlen ist von den Sozialisten- und Minoritäten-Gelegen des vorigen Jahres überhaupt mit keiner Silbe die Rede gewesen!

An diesen Vergleich sollte sich unsere bürgerliche Demokratie halten; sie könnte dabei lernen, daß Italien an politischer Bildung uns überflügelt und gelernt hat, Parteigezogen den der Erhaltung des Staates und der Gesellschaft unterzuordnen. Statt dessen hat bei uns der „Vorwärts“ das Vergleichen, den demokratischen Stadtverordneten zu Gemüthe zu führen, daß sie müssen, wie die Sozialdemokratie will.

Deutsches Reich.

Auf die Subsidigung der in Köben versammelten Korpsstudenten schickte der Kaiser folgendes Telegramm:

Potsdam, 1. Juni. Ich danke den deutschen Korpsstudenten für die erneute Versicherung ihrer patriotischen Treue und wünsche, daß die künftige Jugend Gottesfurcht, Königstreue und Vaterlandsliebe allezeit als die vornehmsten Güter pflege und hochhalte. Cressat floarot der Kaiser S. C.

Belgien, 1. R.

Prinz Albert von Belgien, der spätere belgische Thronerbe, wurde vom Kaiser a la suite des 16. Dragonen-Regiments geschickt.

Das gegen den Herrn v. Stumm Anklage wegen Herausforderung zum Zweikampf erhoben werden wird, war bekannt, dem der Justizminister hat es im Reichstage mitgeteilt. Königlich erscheint dagegen, ob die Anklage jetzt schon erhoben werden wird, denn Stumm ist Mitglied des preussischen Herrenhauses. Eine Untersuchung gegen ihn kann daher nach Artikel 84 der reichsrechtlichen Verfassung nur mit Genehmigung des Herrenhauses stattfinden. Daran, daß diese Genehmigung nachgesucht und erteilt ist, ist nichts bekannt.

Wie das Depeschen-Bureau „Herold“ „von unrichtiger Seite“ vermischt, hat sich ein preussischer Minister gelegentlich einer Unterredung dahin ausgesprochen, daß die verbundenen Regierungen nicht die Absicht hätten, den 1. August bei seinem Wiederzutritt a zu lösen, falls sich die Abklärung irgend einer Vorlage Gelegenheit dazu fände. Der Minister ist im Gegensatz der Uebersetzung, daß der Rücktritt in feiner gegenwärtigen Zusammenkunft nach mancher nützlicher Arbeit, und zwar mit Einvernehmen mit der Regierung, verrichten wird. (?) Derselbe wird zu Beginn der kommenden Session außer dem Etat eine Reihe von Gesetzesvorlagen, u. A. die Patentreform, den Geheltnungsvertrag, betreffend den un-lauteren Wettbewerb, und die Gewerbenovelle, vorfinden, auf deren Annahme gerechnet werden könne. Die Finanzreform ist vorläufig bis zu dem Zeitpunkt vertagt, wo die Einzelstaaten, durch Selbstberath gedrängt, von Neuem auf einer Regelung beschließen werden.

* Eine Aeußerung des Herrn Eugen Richter in der Freitag'schen „Blaetter“ über Verantwortlichkeit der Zeitungsredaktionen und Verwandtes veranlaßt die „Allg. Ztg.“ auf einer Erwiderung, worin sie vom deutschen Zeitungswesen überhaupt spricht und u. A. Folgendes bemerkt:

„Der Richter, und seinem Beispiel folgend, leider viele Geistesverwandte, geben sich dem stillen Wahne hin, daß er vornehmer und ehrenvoller ist, sich nicht fassen, mit seinen Gegnern zu unterhalten, sondern in verächtlicher Weise, und auch freilich nicht mit dem Blatte oder mit dem verantwortlichen Chef-Redakteur, sondern mit einem beliebig von ihm erfindenen Spitznamen. Diese Namensweise ist geeignet, das Ansehen der deutschen Presse in der deutschen öffentlichen Meinung zu schädigen. Alle oft haben wir schon darauf hingewiesen, wie gerade Herr Richter persönlich sich zeigen, sondern, wenn die deutschen Blätter den Gegnern gegenüber, die Zeitung und ihre Redaktion die Verantwortung übernimmt. Je mehr die Schriftsteller mit ihrem Namen für politische Zeitungsausführungen eintreten, um so mehr — das lehrt die Erfahrung namentlich an den Erscheinungen der Presse in den romanischen Ländern — bringen persönlicher Verantwortlichkeit und persönlicher Gläubigkeit die sachlichen Erörterungen zurück. Das ist für die Entwicklung unserer politischen Lebens hochbedeutend. Die Aufgabe, welche die deutsche Presse zu erfüllen hat, ist namentlich auf politischem Gebiete eine so ernste und bedeutungsvolle, daß sie die ganze Kraft der Zeitungsblätter heranzuziehen muß, um die öffentliche Meinung zu bilden. Es giebt heute kaum mehr eine einzige weitere freie beherrschende Frage, deren Lösung mit Aussicht auf gedeihlichen Erfolg möglich ist, bevor sie nicht in der Presse gründliche und vielseitige Beleuchtung gefunden hat. Die Presse hat deshalb die Aufgabe, auch für die deutsche öffentliche Meinung die hervorragenden Kräfte zur Mitwirkung zu gewinnen. Mit einzelnen solcher Namen hervorzuheben, wäre nur dann gerechtfertigt, wenn die sachlichen Gründe nicht ausreichen zu Wes meistwählig und die Tüden derselben durch die Autorität des einzelnen Namens ergänzt werden sollten.“

* Finanzminister Dr. Miquel wird dem Fürsten Bismarck in den nächsten Tagen einen Besuch abstatten.

* Mit Bezug auf eine neuliche Mittheilung der „Allg. Ztg.“ demzufolge der Berliner geistliche Gesandtschaft zum Ministerpräsidenten beordert werden sollte, heißt die „Allg. Ztg.“ fest, daß man an Berliner amtlicher Stelle von einer bevorstehenden Umwandlung der gegenwärtigen Form der Vertretung Griechenlands in eine Gesandtschaft nichts weiß.

* Der Reichstags- und Landtagsabgeordnete Professor Kropatsch, der zum Herbst aus der Redaktion der „Kreuzzeitung“ ausscheidet, ist dem Wiener „Waterland“ zufolge in das Kultusministerium berufen.

* Zum Beweise dafür, daß die Ziele der Sozialdemokratie — entgegen der Behauptung Nebels — durchaus revolutionär sind, führen sich die „S. M. N. A.“ auf das sogenannte Gothaer Programm von 1895 und bemerken nach Anführung einiger Stichproben, daß die Sozialdemokratie ihren heftigsten Versicherungen zum Trotz nicht einen Augenblick zagen wird, der jetzigen Staats-, Gesellschafts- und Erwerbsordnung an den Hals zu bringen und ihr die Gurgel abzuschneiden, sobald sie sich des Erfolges sicher glaubt. Obgleich es ihr die Macht an sich zu reichen, so ist es auch mit Kaiserthum, geistlicher, laiclicher, bürgerlicher, Erbgut des Eigentums, der Familie u. v. w.; der Ministerien, Beamtenhum, Gerichte, und alle sonstigen Einrichtungen des jetzigen Staates werden beizugehen; an ihre Stelle tritt die Diktatur sozialistischer Volksherrschaft. Das ist die wirkliche Perspektive, die sich bei der Durchführung des dem hochgerühmten Programms darbietet. Wie sich mit anderen Worten, mag ruhig zusehen, wenn der Sozialdemokratie unter dem Schutze der allgemeinen staatsbürgerlichen Gesetze fernerhin Zeit und Gelegenheit gegeben wird, ihre Unhängigkeit in der Bevölkerung zu vernehmen und die Verantwortlichkeit der Arme zu erschüttern; wenn

Zur Erinnerung an den Tag von Hohennriedberg a. d. Juni 1745.

Seit heute besteht eines der ältesten Reiterregimenter, das im Jahre 1717 errichtet wurde. Dasselbe ist das Kürassierregiment Nr. 2 (Königin) den 150jährigen Gedächtnis an die Schlacht bei Hohennriedberg, im Anwesen an die unergiebliche Feldschlacht, mit welcher es damals als Dragonerregiment Anspach-Bayreuth einen der glänzendsten Siege erlangt, welcher der preussischen Kavallerie auf blühender Wahlstatt mit tapferen Feinde gegenüber verjüngt war. Seine Ehrenwürde, mit den Tapferkeits- und Gedenkreuzen der Schlachtstage gekrönte Leibbande, die den mühevollen Kämpfern vorangetragen wurde, sie wird heute zum Beherrschen des Reitergeschehens, den sie erfüllt hat, und der die folgenden ununterbrochen fortsetzt. Wenn der heile Sonnenstrahl des Frühlings heult die Fahnenbänder des ehrwürdigen Regiments umfließt, so sind es namentlich die auf den 4. Juni 1745 köchelnden Erinnerungen, die es tauchend verflären und dem Wahlspruch sein Recht geben, der einst auf dem Fahnenstange eingekleidet war: Pro gloria et patria. Es ist ein löblicher, erhabender Brauch der Regimenter, vielsätzlich die Erinnerung zu pflegen an die Groß- und Ruhmesthaten vergangener Geschlechter und diese Reminiscenzen an zu festhalten und zu kräftigen im Gedächtnis der Lebenden und im Anschein kommenden Generations durch die Pflege der Sitzungs- und Gedenktage und durch die Auszeichnung und Hervorhebung der Leistungen mit äußeren Ehren.

Dem Sohnenlohnlichen Herrschaftsbüro gehört das Verdienst, die rechte Bedeutung dieses Brauches dem allgemeinen Bewusstsein einzepflanzen und die Erhaltung desselben unter seine heiligen Schutze genommen zu haben. Obgleich wie einst Kaiser Wilhelm I. und Kronprinz Friedrich Wilhelm sein Gedenkbuch, wenn es galt, einem historischen Tage den Tribut dankbarer Hochachtung zu zahlen, ebenso gütig Kaiser Wilhelm II. durch sein unentwegtes Festhalten an den Lebensleistungen der vaterländischen Geschichte, einen wie treuen

und thätigen Hüter dieselbe an ihm besitzt. Die unergiebliche Feldschlacht, deren Gedenkreuz das Kaiserpaar durch sein Erbkreuzen — am 10. Uhr Vormittags werden die Kürassierschwärme in Potsdam einziehen, — die höchste Beweise giebt, gelangt zu den ruhmvollsten Wäldern in dem reichen Krause kriegerischer Ehren, welche sich an die Vergangenheit des altbühmischen Reiterregimentes knüpfen. Dasselbe führt bekanntlich seit dem Jahre 1806 den auszeichnenden Namen der „Königin's Dragoner“, dann „Königin's Kürassiere“. Auf dem Durchmarsch von Potsdam nach Thüringen als Dragoner-Regiment Kaiser-Königin von dem König Friedrich Wilhelm III. die Steuere passierend, erhielt der Kommandeur desselben eine Rabinetsordre, womach die Königin Luise die durch den Tod des letzten Markgrafen von Bayreuth erledigte erste Cheffelle annehmen hatte. Die Umwandlung in ein Kürassier-Regiment wurde bei Gelegenheit der Reformation von vier neuen Kürassier-Regimenten am 25. Mai 1819 ausgesprochen. Mit dem Tode der edlen Fürstin im Jahre 1810 war die Cheffelle wiederum verwaist. König Friedrich Wilhelm IV., der dem Regiment als Kronprinz und kommandirender General von 1829 bis 1838 persönlich nahe gewesen, benutzte nach seiner Thronbesteigung im Jahre 1840 die erste Gelegenheit, um das alte Band zwischen der Königin und der bewährten Truppe wieder neu anzuknüpfen. Auf der Rückreise von der Subsidigung in Preußen, zu Citzgard in Pommern eingetroffen, in dessen Umgebung das ganze zweite Armeekorps konzentriert war, befahl der Monarch am letzten Abend vor dem mit einem Paradezug der Kavallerie im Trabe schloß, das Kürassierkorps in seine Nähe. Dann setzte er sich an die Spitze des Regiments, führte es im Angesicht der noch versammelten Truppen zu seiner hohen Gemahlin, welche im Wagen alle Bewegungen begleitet hatte, und ließ durch den Kommandeur alle Offiziere der erlauchten Truppe namentlich öffentlich, nach Beendigung der Präsentationsmanöver sich der Herrscher an das Kürassierkorps und sprach denselben seine Verehrung und Freude aus, das Regiment in so vorzüglicher Verfassung gefunden zu haben. Nicht nur dieser Akt königlicher Gütigkeit, durch welchen die Uebernahme der Cheffelle seitens Ihrer Majestät zum Ausdruck gebracht wurde, sondern auch das courttoisvolle Er-

greifen der Gelegenheit zu jenem Zweck fand einen Wiederhall in den Herzen aller Angehörigen des Regiments. Von allen Ehren wurden dem Regiment Glückwünsche für jene beabsichtigten ehrenvollen Auszeichnung dargebracht, in der die ganze Arme ein Anerkennen der ausgezeichneten militärischen Thätigkeit der Truppe erblidete. Auf die einige Wochen spätere erfolgte erste Einreichung des Rapports und der Offiziersanträge des Regiments an die Königin Elisabeth erging ein Schreiben, in welchem die hohe Frau das Regiment ihres besonderen Wohlwollens verführte. Damit war dem hochgerühmten Namen eines Regiments der „Königin“ eine würdige Bedeutung gegeben. König Friedrich der Große hatte sich im zweiten schlesischen Kriege 1744 den Befehl von Prag erntet, als er durch das unglückliche Feldschlacht von Chotzen sein Ziel fand, durch die feindliche Uebermacht und Mangel an Proviant genöthigt wurde, sich von Böhmern nach Schlessen zurückzuziehen. Dorthin folgten ihm die Oesterreicher. In seiner früheren Formation und Bezeichnung als Dragoner-Regiment Anspach-Bayreuth lagen die jetzigen Kürassierschwärme im Jahre des Winters von 1744 bis 1745 zuerst in der Gegend von Sagan und am Bober, dann in März-April 1745 in den Kreisen Kreis-Grötkau in Winterquartieren. König Friedrich war, vor der oesterreichischen Uebermacht zurückweichend, am 1. Juni 1745 in die Gegend von Naumitz gekommen. Dort hatte die preussische Arme mit ihrer Uebermacht unter General von Mautitz 17 Bataillone — 10 Eskadrons) unter dem Strategen Wolffe 10000 Mann, General von Naumitz stand mit einem Korps von 5 Bataillonen und dem 10 Eskadrons starken Regimente Bayreuth-Dragoner zwischen der Uebermacht und der Hauptarmee. Beide Truppen waren den Augen des Feindes entzogen, bevor aber den Oesterreichern, daß man jede Bewegung des Oesterreichers von Naumitz beachten konnte. In dieser Position stand man in beobachtender Stellung, als am 3. Juni bemerkt wurde, daß die Oesterreicher das Lager abzubrechen begannen, worauf der König den Entschluß, dieselben anzugreifen. Er ertheilte daraufhin den Befehl zur Konzentration um Stritzgen und setzte die Kavallerie und Infanterie



(Nachdruck verboten.)

Der Lüge Saat.

[58] Roman von C. von Wald-Zedtmiz.

Dem Major gelingt es, die schwankende Geſtalt mit einem Arme zu umfaſſen, halb ohnmächtig hängt ſie im Sattel, bis jetzt glückt es Beiden nicht, die wahnſinnige Paece der bis zum Aeuperſten erregten Pferde aufzuhalten.

Plötzlich rauscht neben Luze ein Kleid, Abda's großes, unheilverkündendes Auge iſt ſtarr auf die Beiden gerichtet, wohl erhebt ſie die Hand mit der Peitiſche zum Schlage, doch machtlos entſinkt ſie ihr — und ſchon iſt ihre Geſtalt zwiſchen den Bäumen wieder verſchwunden.

Endlich Hallali. Der Maſter vertheilt die Brüche, die Hunde erhalten den Lampe als wohlverdienten Lohn, dann reitet die Geſellſchaft zum Buchenhäuſchen, wo Frau von Stehndorf als geſchickte Zauberin ein „Fiſchlein decke Dich“ hat erſtehen laſſen.

Zum Erſtaunen Aller hatten ſich, vollſtändig friſch und munter, Baron Stehndorf und der Rittmeiſter hier ſchon eingefunden und ſich bereits einer Flaſche Rothwein bemächtigt. Alle Theilnehmer der Jagd, auch Axel, verſammelten ſich nach und nach, nur Frau von Sternfeld fehlte. Nach langem Hin und Her wollte einer der Reitknechte eine Dame dicht vor dem Parke von Lubendorf auf dem Heimwege geſehen haben. Luze, auf's Höchſte verſtimmt, wußte genau, was ſie dazu bezogen hatte.

„Ihre arme Frau iſt wahrſcheinlich unwohl geworden“, wandte ſich Fiſi an Luze, welcher ſchwankte, ob er nicht auch nach dem Schloſſe zurückkehren ſollte. Zum Erſtaunen der Uebrigen blieb er jedoch. Wäre er ihr gefolgt, ſo hätte dies bei ihr die Annahme erwecken müſſen, daß er ſich ſchuldig fühle und ſich bei ihr entſchuldigen wollte, das mußte er aber auf jeden Fall vermeiden.

Als die Geſellſchaft am Nachmittag im Schloſſe anlangte, meldete der Haushofmeiſter der gnädigen Frau, daß die Frau Majorin einen Wagen befohlen habe und nach Kronenberg abgereiſt ſei.

Fiſi glaubte nicht recht gehört zu haben. In einem zurückgelassenen Briefe ſprach ihr Abda ihren Dank für die freundliche Aufnahme aus und bat ſie, dieſen plötzlichen Entſchluß gütigſt entſchuldigen zu wollen.

„Ich fühlte, daß meine Nerven dieſen Anſtrengungen nicht mehr gewachsen ſind und daß meine Migräne, welche mich Tage lang an's Bett zu feſſeln pflegt, bereits im Anzuge war. Krank und elend iſt man aber zu Hauſe am beſten aufgehoben und Gile war geboten, ſonſt wär ich nicht mehr im Stande geweſen, zu reiſen.“

Fiſi glaubte zwar dieſe angegebenen Gründe nicht, — die Gerüchte einer unglücklichen Ehe waren doch wohl begründet, da lagen ganz andere Urſachen vor. — dennoch verſuchte ſie, ihre Gäſte von der Krankheit der Frau von Sternfeld zu überzeugen, was dieſen jedoch nur ein kühles Bedauern und ein ungläubiges Lächeln entlockte.

Luze allein wußte und war außer ſich darüber, warum ſich Abda in ſo auffallender Weiſe benommen hatte; begriff er doch am beſten, wie gehäſſig dieſe ganze Sache beſprochen werden würde. Am liebſten hätte er auch dem gaſtlichen Schloſſe den Rücken gekehrt, aber noch war er dienſtlich hier gefeſſelt, und ſo blieb ihm nur übrig, ſeine Gattin angeblich in ihrem eigenen, ihm brieflich zugeſtellten Auftrage bei den Uebrigen zu entſchuldigen. Auch Melitta wußte nicht den wahren Grund von Abda's Abreiſe, denn ſie hatte, da ſie ihr bei jenem Auftritt im Walde den Rücken zulehrte, ihr Erſcheinen gar nicht bemerkt und war überhaupt nicht in der Verfaſſung geweſen, an etwas Anderes zu denken, als an die Sicherheit ihrer Perſon.

Luze wollte im Anfang ſofort an Abda ſchreiben, um auf

dieſe Weiſe eine ſchriftliche Ausſprache über ihr ganzes Verhältniß zu erzielen, bei dieſer Gelegenheit ſich auch offen ſeiner Schuld ihr gegenüber zu bekennen. Aber er gab es auf, fand er doch wieder die nöthige Zeit, noch die gehörige Sammlung dazu, aber unmittelbar nach ſeiner Rückkehr ſollte Klarheit in ihr Verhältniß kommen.

Mit wahrhafter Erleichterung ſah Luze dieſem Zeitpunkt entgegen und begnügte ſich jezt damit, Abda nur ſein ſchriftliches Bedauern über ihr Unmohſein auszusprechen, jenen Vorfall im Walde mit keinem Worte erwähnend.

Das Manöver nahm ſeinen weiteren Fortgang, ebenſo das vergnügte Leben auf Lubendorf, an dem ſich Sternfeld äußerlich wohl betheiligte, obgleich er ſich innerlich ſo weit wie möglich davon entfernt wünſchte.

Die Quartiere wurden gewechſelt, der Rückmarſch endlich angetreten und morgen ſollte das Bataillon wieder in Kronenberg einrücken. Heute war der letzte Tag, an welchem das ganze Regiment in dem kleinen Städtchen Burgsdorf zuſammen kantonirte.

Ein gemeinſchaftliches Liebesmahl in dem erſten Gaſthofe hatte die Offiziere des Regiments verſammelt, wobei es die Rangverhältniſſe bedingten, daß der Major von Sternfeld neben dem Regimentskommandeur ſaß. Es konnte Luze nicht entgehen, daß ſich derſelbe heute womöglich noch kühler gegen ihn benahm, wie ſonſt.

„Herr Major von Sternfeld, ich darf Sie wohl bitten, mich nachher in meiner Wohnung aufzuſuchen?“ Damit hob der Kommandeur die Tafel auf und begab ſich, von Sternfeld gefolgt, nach Hauſe.

Beide Herren ſtanden ſich einen Augenblick ſchweigend gegenüber. Dem Kommandeur wurde es ſichtlich ſchwer, für das, was er ſagen wollte, die paſſenden Worte zu finden, und es ſchien als ob er durch den ruhigen Blick ſeines Gegenübers noch mehr in Verlegenheit geſetzt würde.

„Herr von Sternfeld,“ begann er endlich, „Sie wiſſen, daß die Ehre eines Offiziers zart wie der Ruf eines Mädchens iſt.“ Der Major verneigte ſich, ohne zu ahnen, was dieſe eigenthümliche Einleitung zu bedeuten habe.

„Sie iſt ſo zart, daß auch Handlungen, welche im gewöhnlichen Leben, wenn auch nicht gerade als empfehlens- und nachahmungswürth, ſo doch nicht gerade als entehrend gelten, wenn ſie von einem Offizier ausgeführt werden, ſchon im Stande ſind, einen Schatten auf ihn zu werfen. Es ſei ferne von mir, zu behaupten, daß derſelbe auf Ihnen ruhe.“

Luze's Erſtaunen wuchs, die Rede des Oberſten wurde ihm immer unverſtändlicher.

„So viel ſteht jedoch feſt, daß die Gerüchte, welche die Kreiſe Ihrer Kameraden und die Geſellſchaft durchlaufen, einen ſolchen auf Sie werfen; an Ihnen wird es ſein, zu beweſen, daß dieſelben falſch ſind und daß Sie verſuchen, womöglich dem Urheber derſelben auf die Spur zu kommen.“

Der Kommandeur athmete tief auf.

„Und weſſen beſchuldigt man mich?“ fragte Luze ohne jedes äußere Zeichen einer Erregung.

„Man behauptet, daß Sie Ihre Frau Gemahlin ſagenſagen im Spiel von Ihrem Herrn Schwager Dönſtrut gewonnen haben ſollen.“

Sternfeld ſchnellte vom Sitze empor, er glich einer Leiche. „Mehr brauche ich Ihnen nicht zu ſagen, ich muß Ihnen das Weitere überlaſſen. Die ferneren Gerüchte, welche über Ihr eheliches Verhältniß kirkiren, ſcheinen dem Erſteren allerdings geſchäftig in die Hand zu arbeiten und es hat den Anſchein, als wenn ſich dieſelben dadurch beſtätigten.“

Major von Sternfeld hatte ſeine Faſſung wiedererlangt. „Herr Oberſt, ich bin Ihnen für dieſe Mittheilung dankbar, würde es freilich in noch höherem Grade geweſen ſein, hätten Sie mir früher ein offenes Wort gegönnt. Aus Ihrem Benehmen gegen mich, welches ich mir jezt erkläre, muß ich

annehmen, daß schon vor dem Neuliches zu Ihrer Kenntniß gelangte."

"Sie können denken, wie peinlich —
„Gewiß, aber unter Kameraden, welche sich mit Wohlwollen einander begegnen, darf dieses Gefühl" — er stockte, schon wieder schwoll seine Stimme an, wie damals dem Divisions-Kommandeur gegenüber, er befaß sich noch zur rechten Zeit und sagte gehalten: „meiner unmaßgeblichen Ansicht nach, nicht die Oberhand gewinnen. Ich werde Mittel und Wege finden, Klarheit in diese Angelegenheit zu bringen. Gestatten Sie gehorhsamst, mich hierdurch krank zu melden. Noch heute Abend wird ein Schreiben an den Präses des Ehrenrathes der Stabsoffiziere in dieser Sache von mir abgehen."

Der Regiments-Kommandeur verneigte sich zustimmend, Herr von Sternfeld war entlassen, übergab dem ältesten Hauptmann das Bataillon und setzte mit jenem tieferstien, aber dennoch erleichternden Gefühle, endlich vor einer großen Entscheidung zu stehen, den besprochenen Bericht auf.

"Es wird nicht zu vermeiden sein, daß Abba mit in die Verhandlung gezogen wird. Eine Aussprache über unser eheliches Verhältnis ist nun unausbleiblich und muß zu einer Klärung desselben führen. Ein Abbruch wird erreicht, und den habe ich ja so schmerzlich herbeigesehnt." Er ging nachdenklich im Zimmer auf und ab, endlich blieb er am Fenster stehen und starrte in die Dunkelheit.

"Und es ist gut, falle er aus, wie er wolle, so oder so, einmal mußte es ja doch dazu kommen!"

In der französischen Fremdenlegion.*)

Vorbemerkung der Redaktion: Wir hatten vor einiger Zeit den Besuch eines alten Soldaten, dessen traurige Verirrungen ihn zu zweimaliger Desertion verleitet, in fremde Welttheile gebracht, schließlich aber als menschliche Ruine in das Vaterland zurückgeführt hatten. Nur 33 Jahre alt, machte er doch den Eindruck eines 50-jährigen Mannes. Und doch — erzählte er — habe er sich erst bei der guten Verpflegung und menschenwürdigen Behandlung während seiner Strafzeit in einem preussischen Festungsgefängnis wieder so weit erholt, um den Rest seiner Dienstzeit nachdienen zu können. Zu Luz und Frommen jüngerer, der Verführung ausgesetzter Soldaten lassen wir seine Erzählung nachstehend folgen:

Bevor ich mit meiner kurzen Schilderung beginne, will ich den geehrten Lesern einige kurze Angaben über mein früheres Leben machen und die Gründe nennen, welche mich zur Veröffentlichung dieser Notizen veranlassen.

Ich wurde in Berlin geboren als der Sohn von Eltern, welche, wenn auch nicht gerade wohlhabend, es doch ermöglichten, mir in meinen Kindes- und Jugendjahren Alles das zu geben, was ein glückliches Familienleben nur zu bieten vermag. Fortwährende Sorgen um das tägliche Brot war uns wenigstens fremd geblieben. Die guten Lehren meiner Eltern haben es sicher nicht veranlaßt, daß in mir der Keim, wenn auch zu keinem schlechten, so doch zu einem ungebundenen, zügellosen Leben erweckt wurde, und nur dieser war es, welcher in Gemeinschaft mit einem schnell aufbrausenden Temperament die Veranlassung gab zu Irrfahrten, die meine Zukunft auf viele Jahre hinaus, wenn nicht für immer, zerstörten.

Möge meine Erfahrung allen jugendlichen Hitzköpfen, Schwärmern für sogenannte Freiheit als warnendes Beispiel dienen; möchten sie, wie ich erkennen, wie nötig, heilsam es ist, die Alles erhaltenden, von der Ordnung diktierten, nur scheinbaren Härten der Disziplin zu ertragen; möchten sie, wie ich, lernen, daß die größten oft eingebildeten Härten leichter sind, als eine Freiheit in Ketten und Banden mit Verschleißleistung auf alle Menschenwürde. Ich bin aufrichtig genug, einzugehen, daß mein heutiger Kampf ums Dasein ein sehr schwerer ist; um mir diesen etwas erleichtern zu helfen, ist der fernere Grund zu meinen Veröffentlichungen. Doch nun zu diesen selbst!

Eigentlich entgegen dem Wunsche meiner Eltern, doch meinen geistigen Fähigkeiten und körperlichen Anlagen mehr entsprechend, erlernte ich ein Handwerk. Bald nach beendeter Lehrzeit erwachte in mir der Wandertrieb. Im Jahre 1879 konditionierte ich in Offen a. d. Ruhr, wurde dort ausgehoben und trat im Herbst desselben Jahres bei dem 1. Westf. Feld-Artillerie-Regiment Nr. 7 in Westf. ein. Ich war kein schlechter Soldat, hatte wenigstens noch weniger unter den Strapazen des Dienstes zu leiden als viele meiner Kameraden, da ich zu allen körperlichen Übungen sehr veranlagt war. Ich hätte deshalb auch am wenigsten Ursache gehabt, mit meinem Loos unzufrieden zu sein, wenn mich nicht ein so großes Maaß von Unduldsamkeit, Unzufriedenheit und Oppositionsgeist erfüllte. So kam es, daß ich zum ersten Mal desertierte, mich von den Holländern

*) Wir entnehmen diese interessante Schilderung der vortrefflichen Zeitschrift „Deutscher Soldatenhort“ (Verlag von Karl Siegmund, Berlin W., Mauersstr. 68), die wir allen patriotisch gesinnten Männern, zumal denen, die des Königs Rock getragen, aufs Angelegentlichste empfehlen.

Es war ein der Verzweiflung entstammender Entschluß gewesen, welcher Frau von Sternfeld dazu getrieben hatte, Ludendorff in so auffallender Weise zu verlassen, aber sie war auf jenem Standpunkte angelangt, wo es ihr gleichgültig war, wie die Welt über sie urtheilte.

„Gandeln, nicht einen Augenblick länger dulden“, sagte sie sich mehr als einmal, während sie durch die sonnige Landschaft dahinfuhr. Rahl gemüht behnten sich die Felder bis ins Unendliche aus und wie Abba keinen Anhaltspunkt für den planlos darüber hinirrenden Blick fand, so fand sie auch in ihrer Zukunft nicht einen sicheren Post, in dem sie sich ein Stückchen Hoffnung hätte retten können, ohne Ziel lag das Leben vor ihr.

Planlos war sie fortgeeilt, planlos langte sie in Kronenberg, der Stätte ihres einstigen Glückes an. Hatte es sich bis jetzt wie eine eisige Rinde um ihr Herz gelegt, beim Anblick ihres verwaisten Heims löste sie sich in Thränen.

„Gandeln, nicht länger dulden“, rief sie sich wieder zu, nur mußte sie nicht, was sie thun sollte. Wer sollte ihr rathen, wer ihr helfen?

„Otto“, flüsterte sie, doch bei Nennung dieses Namens übermannte sie das Gefühl des tiefsten Jammers erst recht. Sein häusliches Glück, der Friede seiner Ehe hing ja mit dem Ihrigen so fest zusammen; wollte sie das Band lösen, welches sie mit Luze vereinte, so mußte sie ja das, welches den Freund und dessen Weib umschlang, gleichfalls lockern. (Fortsetzung folgt.)

hinwerben ließ und nach Java kam. Die Erlebnisse dieser Zeit schildere ich vielleicht später noch einmal und erwähne nur kurz, daß ich nach 3 1/2 Jahren unmenschlichen Lebens in Indien wieder nach Deutschland zurückkam, festgenommen, bestraft, und nach verbüßter Strafe meinem Druppentheile wieder zugetheilt wurde. Die schlimmsten Erfahrungen, welche ich jetzt schon gemacht, hätten jeden Anderen sicher bereits von seiner Abenteuerlust kurirt, aber auf mich übten sie die gegenwärtige Wirkung; jetzt erst recht litt es mich nicht mehr in geordneten Verhältnissen.

Mit ganz seltzamer Macht wuchs in mir zum zweiten Male der Entschluß, meine Pflichten gegen das Vaterland mit Füßen zu treten, um einer fremden Macht in fremdem Erdtheile meine Kraft und Gesundheit zu opfern, das heißt, so viel mir noch davon übrig geblieben war. Am 12. Januar 1885 wanderte ich zum zweiten Male zum Thore Wesels hinaus, einstmals mit mir selbst noch in klaren Mohn, oder was ich eigentlich beginnen sollte, nahm meinen Weg am Thore Blücher vorüber, um möglichst schnell die holländische Grenze zu erreichen. Aber vorher war das Nöthigste, meine Uniform mit einem Civilanzuge zu vertauschen, oder moher einen solchen nehmen ohne einen Pfennig Geld in finsterner, bitterkalter Winternacht, in fremder Gegend, noch nicht einmal des Weges kundig. Auf gut Glück wanderte ich weiter, und gelangte ungelesen nach einiger Zeit an ein einsam gelegenes Bauernhaus. Ich sagte mir, daß ich nun Alles aufs Spiel setzen müsse, um sofort hier die nöthigen Kleidungsstücke zu bekommen, da ein Weitermarschieren in Uniform mir sicher die Entdeckung durch einen patrouillierenden Gendarmen zugezogen hätte. Ich trat also ein und es gelang meiner Beredsamkeit, das anfängliche Mißtrauen des westfälischen Bauern zu verschuchen, und durch die übertriebene Schilderung einer schlechten Behandlung in der Batterie sein Mitleid zu erregen. Bald war meine Umwandlung vollzogen und als Viehhändler gesehndet, setzte ich meinen Weg fort. In der That begegnete mir auch alsbald ein Gendarm, ich radebrechte etwas Holländisch mit ihm, er war noch so gutmüthig, ein Glas Bier zu spendiren, und mir den kürzesten Weg nach der Grenze zu zeigen. Gegen zwei Uhr Morgens erreichte ich in Schnee und Unwetter Venlo, die erste holländische Stadt, und es gelang mir durch die Menschenfreundlichkeit eines noch späten Wanderers, den ich auf der Straße traf, in einer Schmugglerherberge ein paar Stunden der Ruhe pflegen zu können, deren ich dringend bedurfte. Hier hörte ich auch zum erstenmale von dem französisch-chinesischen Kriege in Lonking und sofort entschloß ich mich, nach Frankreich zu gehen, um bei der Fremdenlegion Dienste anzunehmen. Jetzt hatte ich wenigstens wieder ein Ziel, und dieses half mir denn auch einigermaßen meine trostlose Wanderung, hungernd, frierend, bettelnd von einer Stadt zur andern, ertragen.

So gelangte ich nach Maastricht und lernte hier einen Sachsen, Namens „Thiemer“ kennen, dessen Absicht es war, sich für 200 Gulden den Holländern für Ostindien zu verkaufen. Trotz meines Abrahthens blieb er dabei, ich gab ihm aus meinen diesbezüglichen reichen Erfahrungen noch viele gute Rathschläge, und er schenkte mir aus Dankbarkeit dafür sein dänisches Arbeitsbuch, welches mir von dieser Zeit an als einzige Legitimation diente, und so schleppte ich denn als Pseudo-Thiemer mein elendes Dasein weiter fort. Von Maastricht ging es nach Lüttich und dann geschah es, daß ich in einem kleinen belgischen Städtchen, zart ausgedrückt, wegen Mangel an Heisegeld, verhaftet wurde, was jedoch insofern von guter Bedeutung für mich war, daß ich nunmehr amtlich per Eisenbahn nach Brüssel, und dann weiter bis zur französischen Grenze transportirt, und dort in die Armeesines

französi
schaupt
Nation
sichtbare
Entschlu
betrachte
schwarze
scheinkla
von de
Brod,
jedem i
große
nie zu
finden
zu hung
wurde i
meine
Empfar
um ant
und of
werthes
dessen,
jedem,
betrüht,
draufge
Verpfl
mußten
welcher
mußte.
Mann
dann
den G
Hauptst
afrikan
deutsch
fast ein
Berber
W
eine w
übrigen
immer
schon
dem h
Araber
Prämie
welche
mir m
40 Ma
geschaff
hier ein
sich an
find d
zum A
Unterri
denn
und f
in Sta
gibt r
Glästern
Früchte
Wein,
jedoch
der Be
sollte,
14tägig
die Ge
durch
sehr an
Stappe
liegen
entfernt
antlame
wurden
welche
Endlich
ments
neuer
recht d
jesonde
bergauf
Mitte
wieder
Löhnung
Legtere
grabene
sämtli
nur an
er ant
auf di

nicht eingeleitet, je
 trübten, je
 blühter vor
 und man te
 hier und da
 den großen
 Stachelt
 Ende mit
 würde der
 nicht gezei
 fülls nur s
 reichlich au
 die berechne
 ff die Ge
 weidung b
 luhende nie
 deren ungel
 zur angere
 nicht mach
 Die Ge
 eines H
 sagt. De
 ff, kann d

Von

Mehr
 Stellung un
 ein nequid
 frochen i
 zum große
 über den
 en Lebens
 aufkommen
 Myster ge
 nach Ende
 ort Mitt
 über die
 legen läß
 einem K
 möglichen
 weichen
 „leibhafti
 wohnlich
 meine an
 wandeln,
 gemischt
 letzten B
 hteilen, i
 ganz-qui
 andert i
 genacht, v
 gut wie
 gemüthli
 möglichen
 ändern,
 deutlichen
 in Begleit
 fodern,
 ff dies r
 überet u
 brengsch

französischen Gendarms gelegt wurde. Ich kann nun gerade nicht behaupten, daß die erste Berührung mit einem Vertreter der großen Nation sehr angenehm auf mich wirkte, jedenfalls hätte ich weniger schmerzliche Eindrücke bei mir hinterlassen, wenn ich nicht sofort meinen Entschluß kund gegeben hätte, daß ich es als meinen Lebenszweck betrachtete, mich im Interesse Frankreichs von den Wirren der Schwärzen fern zu halten. Nach dieser, ihn augenscheinlich sehr ehrenden Eröffnung verschaffte er mir dann zwei, von dem Bürgermeister ausgestellte Karten, für die eine bekam ich Brod, für die andere Logis, und unter diesen, mir jetzt immer an jedem Ort zu Theil werdenden Genüssen bereitete ich mich auf meine große Ruhmeslaufbahn vor. So gelangte ich, ausgehüngert wie nie zuvor, in Valenciennes an, und wurde hier für würdig befunden als Fremdenlegionär noch weiter für Frankreich, in erster Linie zu hungern, was sich auch buchstäblich erfüllt hat. Von Valenciennes wurde ich über Paris, Lyon, nach Marseille geschickt, und hier, wo meine Ankunft jedenfalls schon gemeldet war, von einem Korporal in Empfang genommen. Die erste Nacht brachte ich in der Kaserne zu, um anderen Tages sofort nach Fort St. Jean transportirt zu werden, und obgleich mein Dasein in der letzten Zeit schon kein beneidenswertes gewesen war, so stand ich doch erst hier am Grabe alles dessen, was einem das Leben noch begehrenswerth machen kann, und jedem, der jemals in gleicher Eigenschaft wie ich diese Schwelle betritt, rufe ich Dante's Worte zu: „Hier laß alle Hoffnung draußen.“ Man wußte wirklich nicht, ob die Behandlung oder die Verpflegung schlechter war. In feuchtkalten Kasematten ohne Bett mußten wir schlafen, einmal am Tage gab's sogenannte Bouillon, welcher man durch Zusatz von altem Brod etwas Konsistenz verleihen mußte. Das aber war unsere Hauptmahlzeit, welche immer fünf Mann aus einer Schüssel verzehrten. Doch dauerte es nur fünf Tage; dann kam das Kommando zum Einschiffen und fort ging es durch den Golf von Lvon an der spanischen Küste vorbei nach Oran, der Hauptstadt der gleichnamigen Provinz in Algerien an der nord-afrikanischen Küste, woselbst im deutsch-französischen Kriege auch viele deutsche Kriegsgefangene internirt waren. Oran ist eine Stadt von fast europäischer Bauart, bewohnt von Franzosen, Spaniern, Arabern, Berbern und Negern.

Wir wurden nach Fort Oran geführt und hatten von hier aus eine wahrhaft equidante Aussicht auf die Stadt und das Meer, übrigens auch der einzige Genuß, den man uns leistete, da wir bei immer mehr Hunger immer weniger zu essen bekamen. Wir schmiedeten schon Fluchtpläne, doch sahen wir die Unausführbarkeit derselben ein, denn hier bilden für alle Fluchtversuche das größte Hinderniß die Araber, welche für jeden wieder eingefangenen Deserteur hohe Prämien erhalten; dann aber auch die entsetzlichen Strafen, welche auf Fluchtversuch gesetzt sind. Auf diesem Fort blieben wir nur einen Tag und eine Nacht und wurden dann, 40 Mann stark, nach unserer einstufigen Garnison Sidi-bel-Abbes geschickt, und dort bezogen wir die Kaserne. Zuerst wurden wir hier eingekleidet und dann ging das Einexerzieren los, bei dem ich mich an die französischen Kommandos ziemlich schnell gewöhnte. Dies fand denn auch den Befehl meines Kapitäns, welcher mich absolut zum Korporal machen und mir den hierfür nöthigen theoretischen Unterricht ertheilen lassen wollte. Unter hiesiger Aufenthalt war denn auch ziemlich erträglich, wir hatten nur vier Stunden Dienst und konnten von Nachmittags vier Uhr an unsere Spaziergänge in Stadt und Umgegend machen. Letztere ist ziemlich bebaut, es giebt recht viele hübsche Dörfer, welche meistens von ausgewanderten Orländern gegründet und bewohnt sind. Außer vielen herrlichen Früchten, wie Datteln und Feigen, wächst hier auch ein sehr guter Wein, welcher, weil sehr billig hauptsächlich unser Labial bildete. Jedoch wie alle Feinde, währte auch diese nur sehr kurz. Es kam der Befehl, daß ein Detachement nach Mescheria und Gerilla gehen sollte, Plätze in der Ebene, und bald traten wir unsern 14tägigen Marsch an. Derselbe wurde bald ziemlich beschwerlich, die Gegend immer trüber und wasserärmer, so daß die Wanderung durch meistens dünnen Sand mit schwer bepacktem Tornister eine sehr anstrengende war. So kamen wir langsam von Etappe zu Etappe, oder vielmehr von Brunnen zu Brunnen, vorwärts; letztere liegen meistens immer 17-18, oft aber auch 25-30 km von einander entfernt; an ihnen wurde stets gerastet, oder aber, wenn wir Abends ankamen, bivaktirt. Unsere Füße bildeten schon eine Fleischwunde und wurden als einziges Pfaster Kolbenstöße für Diejenigen vertheilt, welche vor lauter Ermattung Miene machten, zurückzubleiben. Endlich wurde uns in Saïda, der Garnison des zweiten Regiments, die Wohlthat einer fünftägigen Rast. Hier wurde neuer Proviant eingenommen; aber nun gingen für uns erst recht die Beschwerden des Marsches los. Bepackt wie ein Lastthier, besonders mit Brod, ging es durch hügeliges Terrain immer bergauf, bergab in ziemlich strammem Marschtempo. In unserer Mitte befanden sich auch zwei Deserteure, welche von den Arabern wieder eingefangen waren; außer den Nebenstrafen, wie Abzug der Löhnung u., stand ihnen als Hauptstrafe der Silos bevor. Die Letztere besteht darin, daß der Verurtheilte in ein in die Erde gegrabenes Loch von 6 Meter Tiefe und mächtigem Durchmesser hinuntergelassen wird, nur mit Unterhose und Hemd bekleidet. Seine sämmtlichen Speisen werden ihm von oben hinuntergelassen, darunter nur alle fünf Tage eine warme Suppe, alle Bedürfnisse muß er unten verrichten, und welcher Zustand sich mit der Zeit auf diesem kleinen Raum mit wenig Luft und Licht entwickeln

muß, sich das auszumalen, überlasse ich der Phantasie des Lesers. Ich hatte einen Kameraden, welcher drei Monate in einem solchen Loch zugebracht hatte, dessen Anblick bei seinem ersten Erscheinen wohl ebenso entsetzlich war, wie die Qualen selbst, welche er erduldet. Eine mit ebenso teuflischer Bosheit erkundene Strafe ist diejenige, daß der Betreffende mit gefesselten Händen und auf dem Rücken gebundenen Händen, nur spärlich bekleidet, drei Tage lang bei Wasser und Brod auf dem Bauche in die Sonne gelegt wird. Dies sind die beiden härtesten Strafen, welche aber dennoch ziemlich oft, auch für verhältnißmäßig geringe Vergehen, verhängt werden. (Schluß folgt.)

Der kürzere Weg.

Zur bevorstehenden Eröffnung des Nord-Disee-Kanals.

Von Christian Veniard (Frankfurt a. M.).

Es froh Stein und Bein und der scharfe Nordost trieb den Schnee vor sich her, daß es nur so schneite. Trotzdem grünte der Obermatrose Hinal Paulsen vom Panzerschiff „Preußen“ sehr veranlich, indem er sich der Kieler Matrosendivisionskaserne näherte. Wie Klaus Sievers, sein holsteinischer Landsmann, sich wohl ärgern, ihn beneiden würde! Jetzt mit der „Preußen“ durch das Rattagat nach Wilhelmshaven zu gehen, war allerdings ein verflucht langs Stük Arbeit, aber bei der Rite war's ja dann warm, ganz mollig warm.

Ein schmudcs Fahrzeug, die Rite! Hinal und Klaus hatten sie gemeinschaftlich geliebt, und es war hohe Zeit gewesen, daß „Kapitänlieutenant“, bei denen sie als Kindsmagd diente, nach dem fernem Zafabesen verest wurden, sonst hätte die landsmännliche Freundschaft der beiden Nebenbuhler längst einen Riß bekommen. Jetzt wußte man doch, woran man hielt: Hinal feierte in Wilhelmshaven mit der Rite Wiedersehen und Verspruch; Klaus, der in Kiel blieb, mochte sich nach einem andern Mädel umthun, basta!

Auf Stube Nummer 17 saß Klaus Sievers hoffnungslos beim Abendessen, zu dem das Deutsche Reich das Kommisbröt und den etwas blaffen Kaffee, der alte Sievers die sonstigen Zutaten geliefert hatte, als da waren Butter, Käse und eine Speckseite von achtunggebietendem Umfang.

„n Abend, Klaus!“ rief ihm der Besucher zu.

„n Abend, Hinal! Sett di man bi mi un lang' tau.“

Der also Empfangene verniff sich vorläufig seine Mittheilung und kam der Einladung nach. „So 'n Beeten“ wollte er noch mitessen, wie er sagte; Klaus' Stubenkameraden dagegen sprachen später von „Freeten dat em dat Mul schiemt.“ Hinal Paulsen hatte eben ein seines Verständniß für holsteinische Nationalgefühle. Da Spect an sich ein trockener Fraß ist, schmiert er auf jede Scheibe, er get noch, so viel Butter, daß die zum Munde geootste Fuhre gerade noch unter der Nase durchpassiren konnte. Zum Schluß holte sein Landsmann einen halben Buddel „Adem“ (Rümel) aus der Kanfke, denn der Kasermentafsee erzeugt, „Adem“ ein Mariner-Aberglauben, Föhse im Magen.

Nach vollzogener Sättigung brannte der Gast seinen Kalkstummel an und bemerkte scheinbar ganz nebenbei: „Nu giff et bald wedder Seekost.“

„Wieso dat?“

„De „Preußen“ geiht nach Wilhelmshaven.“

„Jest im Dezember?“ fragte der Gastgeber mehr ungläubig als besorgt.

„Awerst gewiß. Schall (soll) ist die Rite von di greuten?“

Ein Anderer wäre dem Judas, der landsmännliche Gastfreundschaft mit schändlichem Verrath vergalt, ohne Weiteres an die Ehren gerathen, aber Klaus hatte ruhiges holsteinisches Blut, und daher sagte er lediglich, „Nee, lat man sin“, und brannte sich ebenfalls eine Weisse an. Insegeheim ärgerte er sich aber doch, und als die „Preußen“ einige Tage später in See ging, wurde er sogar so wild, daß er vor Eifersucht das ohnehin schon einmal abgebrochene Nohr seines Kalkstummels zerbiß; die Pfeife war hin. Und warum dies Alles? Nur weil beim Stapellauf der „Preußen“ ein paar Balken am Kiel des Schiffes hängen geblieben waren, so festgeklebt, daß kein Taucher sie losbrachte. In Kiel gabs aber kein Trockendock, das den Eisenkoloz tragen konnte, und so mußte er nach Wilhelmshaven übergeführt werden. Als ob dies nicht bis zum Frühjahr Zeit gehabt hätte! Himmelfreuzmilienbramstengengewitter . . . an dreißig Silben zählte der Fluß, in dem der Eiferfüchtige seinem geprehten Herzen Luft machte.

Gleichert lebt Klaus dem entleerten Schiffe den Rücken, als über sein seelstgepöbeltes Gesicht plötzlich ein Strahl der Erleuchtung huschte. Sein Mädel hatte einen im Hafen liegenden kleinen Transportdampfer getroffen und er begann einen Plan im Hirne zu wäsen. Nachdem er dieser anstrengenden Beschäftigung eine Viertelstunde lang obgelegen, verlegte er sich einen Kawnischlag vor die Stirn, der einen jungen Ochsen zu Boden gestreckt haben würde; So mußte er's anfangen, dann kam er seinem Nebenbuhler doch noch zuvor!

Eine Winterfahrt durch den Welt und um die Nordpolre Jütlands herum, ist niemals ein sogenannter Genuß, am wenigsten konnte man das von der damaligen „Preußen“-Reise behaupten. Sturm und Nebel erwarteten draußen das in der Eise nur nothdürftig ausgerüstete Schiff, der Mannschaft harrten eitel Heulen und Zähneklappern. Zum Unglück befanden sich auch noch viele „Stoß-Soldaten“ vulgo Bierfährig-Freiwillige an Bord, die zum ersten Male auf See, bei dem schlechten Wetter also gänzlich dienunbrauchbar waren. Sie lagen in

der noch nicht armiten Batterie wie niedergemäht umher, man konnte in dem halbdunkeln Raume über die „Leichen“ strachelnd Hals und Beine brechen. Und die festeren Leute hatten doch ihre gesunden Glieder nöhiger als je zuvor.

Hinal Paulsen hatte bereits eine fünfjährige Seefahrtszeit auf Handelschiffen hinter sich und er wurde demgemäß nebst anderen „befahrenen“ Leuten vom ersten Offizier zu den wichtigsten Beschäftigungen abgetheilt, zum Lothen und Steuern. Es war ein mahrer Staat, wie er, im Fallreep stehend, das siebenpfündige Meiloth an der Leine über den Kopf schwang und nachdem die Wassertiefe ausgang: „Ge — rade neu!“ oder „Dreizehn Faden, keinen Grund!“ Beim Wiedereinholen der steifgefrorenen Leine hörte allerdings das Bergnügen auf, die Hände wurden rissig und in den Wunden brannte das Seesalz, daß er schier die Engel im Himmel pfeifen hörte.

Während der nächsten Sonntag-Musterung stand Hinal wieder am Loth. Als das Kommando „Stillgestanden!“ ertönte, mußten selbst die Offiziere strammstehen, er aber durfte mit den Armen in der Luft herumfuchteln und sogar singen. Dies freute ihn, daß und forcher als jemals schwang er das Loth, dabei dachte er an die Rife und plötzlich flog das schwere Bleigewicht anstatt über Bord, an Deck, gerade mitten zwischen die Fockmastdivision hinein. Ein Aufschrei und — den armen Hinal wurde es schwarz vor den Augen.

Es ging zum Glück noch gut ab. Nur der rechte Flügelmann war getroffen und zwar auf der seiner Front entgegengesetzten Seite; diese war aber gut gepolstert, so daß der Mann für die nächste Zeit nur beim Eigen einige Beschwerden hatte. Der Attentäter wurde zum Hauptort gestellt und erhielt „drei Tage Mittelarrest wegen grober Fahrlässigkeit“. Dies wäre auch weiter nicht schlimm gewesen, hätte er die Strafe nur gleich in der warmen Arrestzelle abtun dürfen. Aber das gab's nicht, der einzelne Mann wurde jetzt zu nothwendig gebraucht, weshalb der erste Offizier die Strafvollziehung bis nach der Ankunft in Wilhelmshaven verschob. Bei der Ankunft sollte Hinal aber in die Arrestzelle wandern; das war schon mehr Mord!

Zum Lothen wurde der Gemakregelte für die Folge nicht mehr zugelassen, dagegen mußte er um so öfter ans Ruder, was ihm bittere Schweißtropfen kostete. Die am Kiel des Schiffes hängenden Balken wirkten wie ein zweites Steuer, über das man absolut keine Gewalt hatte, und in dem engen Fahrwasser zwischen den dänischen Inseln kam's höllisch genau darauf an, daß haarscharf gesteuert wurde. Oft konnte man drehen, daß die Schwarte knackte; das Schiff stürzte sich nicht daran.

„Nordwest sollen Sie steuern; lassen Sie das Schiff doch anluwen — Donnerwetter was?“

„Es thut's nicht, Herr Lieutenant.“

„Thut's nicht? Unfinn! Geben Sie Steuerbord Ruder.“

„Das Ruder liegt Steuerbord.“

„Dann muß aber das Schiff doch luwen.“

„Es thut es aber nicht.“

Der wachhabende Offizier griff selbst in die Radspeichen, das Schiff that es aber dennoch nicht. Hinal wünschte die ganze „christliche Seefahrt“ zum Teufel und der Wachhabende half ihm Kluchen, bis der Lieutenant, der es nicht ganz so gut fertig brachte, den Steuerenden anfuhr: „Was sagten Sie da? Se. Majestät Schiff „Preußen“ ist eine nagelneue Panzerfregatte, kein verdammter alter Schlitten! Wenn ich so etwas noch einmal höre, fahre ich mit Ihnen ab; verstanden?“

„Auch das noch!“ dachte Hinal, und von selbiger Stunde an suchte er überhaupt nicht mehr beim Steuern. Und an Veranlassung dazu hatte es ihm doch weiß Gott nicht gefehlt, denn in der Nordsee brach ein Kanonenturm los und das starkstampfende Schiff machte so viel Wasser, daß auf jeder Wache über eine Stunde lang genummt werden mußte. An eine genaue Bestimmung des Schiffsortes war des stets trübten Wetters und des unzuverlässigen Steuerens wegen gar nicht zu denken; am zwölften Reisetage noch kein Land in Sicht! Die Lage wurde von Stunde zu Stunde kritischer.

Eines Morgens suchten die Offiziere mit bekümmerten Gesichtern wieder einmal den dunstumflorten Horizont ab und der Kommandant wollte soeben einen der jüngeren Herren auf die Bramma schicken, wo man einen weiteren Gesichtskreis hat, da brüllte plötzlich auf dem Verdeck eine Stentorstimme: „Land zwei Strich an Backbord!“ Alles was Beine hatte und nicht gerade auf Posten stand, rannte nach vorn, und — richtig! Das waren die Umrisse von Helgoland, die sich dort von dem grauen Schneegewölk abhoben. Als es sich ein wenig auflärte, kam auch ein Segelschiff in Sicht: Hurrah! ein Lootschenschooner!

Der die freudige Meldung gemacht hatte, wurde in die Kommandantenkabine befohlen. Hinal Paulsen war's, den mehr die Sehnsucht nach Rife als löblicher Dienstkeifer auf freiwilligen Auszug getrieben; zur Belohnung für seinen „Scharfblick“ leuchtete ihm jetzt eine nagelneue Doppelkrone entgegen. Doch er schlug das Geld aus und erbat sich dagegen Landurlaub, sobald das Schiff zu Anker gehen würde.

„Sie haben aber doch vor allen Dingen eine Arreststrafe zu verbüßen“, wandte der Kapitän ein. Da Hinal betrüblich die Mundwinkel hängen ließ, forschte sein Vorgesetzter: „Haben Sie 'nen Schatz in Wilhelmshaven?“

Der Gefragte grinste, als wollte er sich in die Ohrklappen beißen.

„Nun, den Urlaub sollen Sie haben und das Zwanzigmarkstück dazu; wegen Ihrer Strafe will ich sehen, was sich thun läßt. Gehen Sie nur!“

Am nächsten Mittag ging der Glückliche auf dem Deich entlang zum „grauen Esel“, wo er die Doppelkrone gegen sechs harte Thaler und Kleingeld umwechselte und ein halbes Seidel Schnaps genos. Während er dann auf dem Wege zur Stadt, die über den Hafentanal führende Brücke überschritt, sah er im Werftbassin eine Anzahl abgetakelter Kriegsschiffe im Winterschlaf liegen, nur der kleine Transportdampfer „Eider“ befand sich im Dienst. Wenn er morgen die auf der Rhede liegende „Preußen“ hereinholte, kam wieder mehr Leben in die Bude.

In die Moonsträße einbiegend, prallte Hinal plötzlich zurück, wie vor einem Gespenst: da kam ja ein feingepustes Kind auf dem Arm, die Rife her; an ihrer Seite ging Klaus Sievers, der beim Erblicken seines Landmanns mit listigem Lächeln auf sein Mügenband deutete, wo der Schiffsname „Eider“ zu lesen stand. Auch zu jeder mündlichen Auskunft zeigte er sich bereit, und er erzählte, wie er nach dem Inseegeben der „Preußen“ mit List und Schläue seine Kommandierung auf den nachgehenden Transportdampfer erlangt hatte, der in drei Tagen durch den Eiderkanal nach Wilhelmshaven gedampft war. So hatte er auf dem kürzeren Wege seinem Nebenbuhler den Rang abgelaufen und bereits vorgeeilt mit der Rife Verspruch feiern können.

Hinal Paulsen stand sprachlos. Dabei überlegte er, ob er zuerst die Rife oder ihren Bräutigam mittelst einiger Ohrfeigen beglückenwünschen sollte, dann aber machte er kurz entschlossen fecht und ging, höhnisch mit dem Mammon klappernd, den er lose in der Tasche trug und mit dem er Rife hatte locken wollen.

Bei der nächsten Musterung empfing sein Divisionsoffizier die Meldung, daß der Obermatrose Paulsen zu kapitulieren wünsche.

Achtzehn Jahre später. Der alte Eiderkanal, früher nur für kleinere Schiffe befahrbar, ist von der Kieler Bucht aus vertieft und erweitert bis in das Herz Holsteins, von wo aus eine neugebaute Wasserstraße nach der Unterelbe führt. Das Riesenwerk ist kaum ganz vollendet und schon rüsten fast alle seefahrenden Nationen stattliche Geschwader aus, um bei der bevorstehenden Einweihungsfeier vertreten zu sein. Es handelt sich ja auch nicht lediglich um einen Kriegskanal, sondern auch den zwischen der Nordsee und dem baltischen Meere verkehrenden Handelsschiffen soll fürderhin der weite, gefahrlose Umweg um die Nordspitze Jütlands erspart bleiben, auf dem schon so viele brave Seeleuse ihr Leben gelassen.

In der Nähe von Mendsburg liegt ein Moiso, der im Kanal gewissermaßen den Polizeidiens verleiht, die Beleuchtung zc. revidirt, ob zur entscheidenden Stunde auch Alles klappen wird. Es ist Sonntagmorgen und der durch seinen übergroßen Reinigungsseifer berühmte Oberbootsmann Paulsen ersäuft beim Deckwaschen schier das ganze Schiff. „Hierher die Besen! — Stoßen Sie die Rügen (Eimer) nicht um mit Ihren Hinterflossen, Sie altes Walros.“ Jetzt entriekt er sogar einem Matrosen den Schrubber und fängt selbst an zu scheuern.

Hinter solch wunderlichem Thun steckt mehr als ein krankhafter Reinlichkeitstrieb: der Oberbootsmann will die Erinnerung an den geistigen Besuch bei seinem im nächsten Dorfe wohnenden ehemaligen Kameraden Klaus Sievers überleben.

Daß er auch noch gerade an einem Sonnabend in das heillose Bauernnest hineinplagen mußte!

„Wasser her! Hier liegen noch ganze Haufen Schmutz!“ tobt der Oberbootsmann, obgleich das blitzblanke Deck längst kein Fleckchen mehr zeigt. Ihm schweben eben noch die Spuren nützlichen Federviehes vor, die auf der Diele des gestern besuchten Bauernhauses geirrat, und die Spuren, die der aus dem Stalle kommende älteste Sohn hinterlassen, der Küllps. Nun gar erst die einst so schmucke Rife! Breit und plump wie eine holländische Kuff, und mit derbem Grube dem Gast die Hand reichend, mit der sie vorher ihren jüngsten Bälgen unter den Nasen durchgeföhren. Und ihr ehemaliges „schneidiges“ Wesen hatte sich zu einer „Forsichtigkeit“ ausgewachsen, vor welcher der arme Klaus ängstlich die Segel irrich.

Während nach beendetem Deckwaschen die Mannschaft frühstückt, wird der Oberbootsmann auf dem Hinterdeck vom Kommandanten angedet:

„Sie besuchten doch gestern Ihren Freund Sievers, der die Rife heirathete, die früher einmal bei mir diente. Wie geht's denn den Leuten?“

Der ehemalige Kapitänlieutenant und jetzige Kapitän zur See lacht ein paar Mal laut auf über den ihm erstatteten Bericht. Zum Schluß meint er: „Nun, der Gesamteindruck muß doch ein guter gewesen sein, da Sie so vergnügt lächeln. Der —?“

Da grinnt der bärbeißige Oberbootsmann mit dem ganzen Gesicht und entgegnet triumphierend:

„Mich freut's daß wir den breiten und tiefen Nordostseefanal nicht damals schon hatten, Herr Kapitän. Dann wäre seiner Zeit die „Preußen“ anstatt durchs Kattegat, den kürzeren Weg geföhren, dann hätte ich die Rife mit ihrem Anhang auf dem Halse.“

Spricht's und fährt fort, auf dem frischgeschewerten Hinterdeck imaginären Stäubchen nachzujagen.

Verantw. Redakteur: J. B. Adalbert Kurd Hertell. Rotationsdruck u. Verlag von Otto Thiels in Halle (Saale), Leipzigerstr. 87.